

Nr. 134. Bromberg, den 15. Juni 1932.

Das goldene Netz

Roman von E. Phillips Oppenheim.

Kapitel V.

Gegenseitige Information

Das junge Mädchen saß auf einem harten Roßhaarsofa, die Ellbogen auf die Knie gestützt, ihr Kopf ruhte auf ihren Händen. Sie blickte durch die öde Wohnung, sah auf die schlecht geputzten Fenster mit matten verzweifelten Blicken. Das sollte also das Ende ihrer Träume sein? Sie mußte zu dem Leben zurückkehren, das ihr unerträglich erschien, oder sich kopfüber in den Fluß werfen.

Es war noch ein Bewohner in diesem Zimmer, und sonderbar genug schien seine Lage ähnlich zu sein. Es war ein kleiner untersetzter junger Mann mit braunem Schnurrbart, auffallend gekleidet, mit einer roten Krawatte, einem falschen Brillanten und beschmutzter Wäsche, die diese in keiner Weise besonders einnehmende Erscheinung noch weiter entstellte. Er stand mit etwas gespreizten Beinen und blickte auf die unbelebte Straße hinaus. Seine Hände steckten in seinen Hosentaschen. Er hatte die äußere Erscheinung eines Mannes, dem die Lasten des Lebens unwillkommen sind. Im Augenblick begann er zu pfeifen, nicht fröhlich, sondern eine traurige, sentimentale Melodie. Das Mädchen auf dem Diwan schien gereizt. Sie selbst war vollkommen niedergeschlagen und die Melodie machte sie wahnsinnig.

„Oh, bitte, lassen Sie das!" rief sie endlich aus.

Er wandte sich erstaunt um und bemerkte erst jetzt, daß er nicht allein war. „Bitte um Entschuldigung", sagte er.

Dem Mädchen fiel ein, daß er ihr ganz fremd war, aber schließlich, was lag daran? „Ich bat Sie, aufzuhören zu pfeifen", sagte sie.

„Gewiß", sagte er, und fuhr fort, sie anzusehen. Sie erwiderte seinen Blick mit einer Mißbilligung, die sie nicht verbarg.

Eine Gewohnheit, die ich angenommen habe, wenn ich verdrießlicher Stimmung bin", erklärte er.

„Nutzt Ihnen das etwas?" fragte sie. „Wenn ja, werde ich selbst pfeifen lernen."

„Bedeutet das," bemerkte er, „daß wir Kollegen sind, was die Stimmung betrifft?"

Sie zuckte die Achseln, gab sich aber nicht die Mühe, zu antworten.

„Wollte Gott," rief er aus, „daß ich nie Kapstadt verlassen hätte!"

Sie blickte ihn mit Interesse an. „Kommen Sie aus Südafrika?"

Er nickte. „Ich wollte, ich wäre wieder dort. Ich konnte mich drüben immer über Wasser halten, aber London ist ein scheußliches Nest, wahrscheinlich weil ich mich nicht auskenne", fügte er nachdenklich hinzu. Jedenfalls hat es mich zugrunde gerichtet."

„Weshalb sind Sie herübergekommen?" fragte sie.

„Ein vergebliches Bemühen!" antwortete er. „Ich borgte einem Manne Geld — es war eine Art Spekulation — und kam herüber, um zu sehen, wie es ihm geht."

„Und ich vermute, er hat es verloren", bemerkte sie.

„Er ist selbst verlorengegangen," antwortete der Mann, „was ebenso schlecht ist. Ich wollte, ich könnte ihn finden. Dann würde ich schon auf irgendeine Weise etwas von meinem Eigentum wiederbekommen."

„London ist groß", erwiderte sie. „Leute sind nicht leicht zu finden, außer Sie wissen alles von ihnen."

„Dieser Mann verließ Südafrika ungefähr einen Monat vor meiner Abreise. Er gab mir hier eine Adresse, wo er behauptete, daß ich immer von ihm hören würde. Ich war fast täglich dort. Er war pünktlich nach seiner Landung dort erschienen. Jetzt ist er seit Wochen nicht dort gewesen, und die Leute haben keine Ahnung, wo er ist."

„Sie wissen nicht einmal", fragte sie, „ob die Spekulation erfolgreich war oder nicht?"

Er schüttelte traurig den Kopf. „Es scheint nicht viel dabei herauszuschauen, soweit ich es beurteile", sagte er. „Wenn es ihm gelungen ist, so ist er mit dem Nutzen durchgegangen, wenn es nicht gelungen ist, versteckt er sich vielleicht aus Angst, daß ich mein Geld zurückverlange. Es ist jedenfalls ein schlechtes Geschäft."

„Wie war sein Name?" fragte sie müßig.

„Sein wirklicher Name", antwortete der Mann, „war der gleiche wie der Ihre — das heißt," fügte er hinzu, „ich glaube, ich hörte, daß die alte Mr. Toweley Sie Miß Sinclair nannte?"

Sie sah ihm einige Augenblicke fest ins Gesicht, ohne ein Wort zu sprechen. Er war kein Mann, der leicht etwas erfaßte, aber selbst er mußte die Veränderung in ihrem Gesicht wahrnehmen. Ihre Augen brannten. Sie war nicht länger ein müdes, deprimiert aussehendes junges Weib. Leben schien in ihr zu pulsieren.

„Sein richtiger Name war „Sinclair"," wiederholte sie. „Er kam von Südafrika. Erzählen Sie mir mehr über ihn?"

„Warum?" fragte er grob.

„Weil", sagte sie ihm, „mein Name Ruby Sinclair ist und ich aus ziemlich demselben Grunde wie Sie hier bin, nur mit dem Unterschied," fügte sie hinzu, „daß ich weiß, wo mein Onkel ist. Ich weiß, was aus ihm geworden ist. Es sind andere Dinge, nach denen ich suche."

Er kam vom Fenster zu ihr herüber und stand am Kaminteppich neben ihr. Ihre Aufregung hatte sich teilweise auf ihn übertragen.

„Das ist ein sonderbarer Zufall!" rief er aus, „wenn es derselbe Mann ist, können wir vielleicht einander helfen. Es ist Richard Sinclair, den ich suche, drüben wurde er Bully Sinclair genannt. Er war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, die letzten zwanzig Jahre war er drüben in Südafrika, hielt Umschau in Bergwerken und war das, was man einen Abenteurer nennt. Er hat seine Hand in vielen Geschichten gehabt, dieser Richard."

„Weshalb kam er nach England herüber?“ fragte sie.

Der junge Mann zögerte. „Ich glaube, es liegt nichts daran, wenn ich es Ihnen erzähle“, sagte er. „Nur bedenken Sie, es ist Mitteilung gegen Mitteilung. Ich verrate Ihnen alles.“

„Ich werde Ihnen auch alles sagen, was Sie wissen wollen“, unterbrach sie ihn, „fahren Sie nur fort.“

„Also“, sagte der junge Mann, „er kam herüber, um auf ein Goldbergwerk Anspruch zu erheben, von dem er behauptete, ausgeschaltet worden zu sein.“

„Ein Goldbergwerk!“ wiederholte das Mädchen atemlos. „War es ein großes — ein sehr reiches, meine ich?“

„Das will ich meinen!“ antwortete der junge Mann. „Es war ein verwickeltes Geschäft — das Bergwerk ist in anderen Händen, sehen Sie — aber Sinclair rechnete damit, irgendeinen Anspruch darauf zu haben, und er erwartete, entweder mit einem einmaligen großen Betrag abgefunden zu werden, oder ein Syndikat zu bilden, das die Sache führt. Mein Name ist Hefferom. Wir waren gute Freunde in schweren Tagen gewesen, und obwohl wir oft Streit gehabt hatten, waren wir doch Freunde geblieben. Er kam zu mir in Kapstadt, wie ich sagte, und erzählte mir, worum es sich handelte. Er wollte zwei- bis dreihundert Pfund, um herüberkommen zu können und die Geschichte richtig anzupacken. Ich überlegte es mir und, obwohl es das einzige war, was ich auf der Welt besaß, gab ich es ihm. Er kam herüber. Ich hatte einen Brief von ihm, in dem er mir schreibt, daß er gelandet ist. Dann nie mehr eine Zeile. Ich telegraphierte — keine Antwort. Da kam ich nun selbst herüber, denn er hatte kaum Kapstadt verlassen, als ein kleines Geschäft, an dem ich beteiligt war, fehlschlug und ich jeden Penny, der mir geblieben war, verlor. So bin ich nun vierzehn Tage hier und sage Ihnen, Sinclair scheint von der Bildfläche verschwunden zu sein. Das Schlimmste daran war,“ fuhr er fort, „ich bin zusammengebrochen. Ich muß heute hier ausziehen, weil ich meine Rechnung nicht bezahlen kann und nicht weiß, wo ich einen Sovereign hernehmen soll.“

Der Sinn für Humor siegte bei dem jungen Mädchen einen Augenblick über die Erregung. „Sie haben ja Ihre Brillanten“, erinnerte sie ihn. „Ich hörte Sie beim Speisen neulich abends davon sprechen. Sie sagten, einer von ihnen wäre hundert Pfund wert.“

„Bluff!“ antwortete er. „Ich sprach so, damit die alte Toweley mit der Rechnung ein bißchen wartet. Jetzt habe ich Ihnen meine Geschichte erzählt. Nun sagen Sie mir, warum Sie so begierig waren, sie zu hören.“

„Das will ich Ihnen sagen. Mein Name ist Ruby Sinclair und ich bin die Nichte jenes Mannes, den zu finden Sie nach England gekommen sind.“

Er stieß einen Fluch aus, ohne sich zu entschuldigen. „Sie wissen, wo er ist!“ rief er aus. „Kommen Sie, Sie wissen, es war ein ehrliches Geschäft, Information gegen Information!“

„Er ist tot!“

Der junge Mann prallte zurück. Seine Rührung dauerte aber nur einen Augenblick. Dann traten Ärger und Enttäuschung an ihre Stelle. „Tot?“ rief er aus. „Und mein Geld — was ist damit? Was er hinterlassen hat, gehört auf alle Fälle mir! Es muß mir ersetzt werden! Ich kann Ihnen seine Unterschrift dafür zeigen!“

„Sie täten besser daran, zu warten, bis ich Ihnen alles gesagt habe“, antwortete sie kühl. „Ich bemerke, Sie lesen keine Zeitungen?“

„Nie“, antwortete er. „Was sollen sie mir nutzen?“

„Sie hätten Ihnen bei dieser Angelegenheit nutzen können“, antwortete sie. „Sie hätten Sie jedenfalls davor bewahrt, viel Zeit zu verlieren. Mein Onkel wurde im Hotel Universal von einem Mann, der Rowan heißt, ermordet.“

Der junge Mann fluchte wieder. „Von Rowan — Basil Rowan?“ rief er aus. „Er war einer der Unseren, als wir in dem Newey Valley Umschau hielten. Ermordet wurde er? Ich bin der Mann, der das vielleicht aufklären kann. Was ist Rowan geschehen? Hat er etwas ausgesagt?“

„Ich will Ihnen alles sagen, was ich weiß“, antwortete das Mädchen. „Mein Onkel schrieb mir gleich nach seiner Ankunft in England. Er teilte mir mit, daß er in Afrika erfolgreich gewesen und er gekommen sei, um den Besitz eines großen Vermögens anzutreten, daß er sehr bald nach mir schicken würde, um mit ihm zu leben, und daß ich, da er keine anderen Verwandten hätte, mein ganzes Leben reich sein würde. Ich antwortete natürlich und fragte, ob ich nicht gleich kommen könne. Er schrieb mir wieder, um mir zu sagen, noch ein oder zwei Tage zu warten, bis seine Angelegenheiten geordnet wären. Dann hörte ich nichts mehr. Ich schrieb wieder. Ich wartete und schrieb abermals. Es kam keine Antwort. Ich fand später heraus, daß meine Briefe bei der mir von ihm angegebenen Adresse nie abgeholt worden waren. Dann eines Tages, riet ein Fremder, der sich in Rakney aufhielt, meinem Onkel, in den Zeitungen nachzusehen. Da fanden wir die Geschichte seines Mordes. Er ist schon seit einiger Zeit tot.“

„Rowan wurde angeklagt, vermute ich?“ fragte der Mann. „Sagte er, welchen Grund er gehabt hatte? Wurde er aufgehängt?“

„Er beharrte dabei, daß es ein Streit gewesen war“, sagte das Mädchen. „Ich glaube es nicht. Er wurde schuldig befunden und begnadigt. Ich las gestern abend in den Zeitungen, daß er freigelassen würde, weil er nur mehr ein paar Tage zu leben habe.“

„Und Sie?“ fragte der junge Mann.

„Ich kam her,“ sagte das Mädchen bedächtig, „um die Habseligkeiten meines Onkels in Besitz zu nehmen.“

„Haben Sie dieselben?“ fragte er atemlos.

„Ja!“ antwortete Ruby.

„Waren Dokumente dabei?“ fragte er.

„Einige,“ antwortete sie, „aber keine von Bedeutung.“

Er schaute sie mißtrauisch an. Sie zuckte die Achseln. „Ich sage Ihnen die Wahrheit“, fuhr sie fort. „Schauen Sie mich an, schauen Sie meine Handschuhe an, die ein halbes dutzendmal geflickt sind, meine schäbigen Kleider. Glauben Sie, wenn unter den Papieren meines Onkels nur ein einziges gewesen wäre, auf das ich eine Fünfpfundnote erhalten hätte, ich würde hier so sitzen und nachdenken, welches der beste Weg wäre, die Welt zu verlassen?“

Der junge Mann biß sich auf die Lippen. Er war sichtlich erregt. „Hören Sie,“ sagte er, „war unter diesen Papieren eine Art Urkunde auf gelbem Pergamentpapier, mühsam geschrieben, mit einem Regierungsstempel in der linken Ecke, ein Dokument, welches von einer Goldmine handelte, die Little-Anne-Goldmine hieß?“

Sie schüttelte entschieden den Kopf. „Es war nichts dergleichen vorhanden.“

„Ihr Onkel wurde beraubt!“ rief er aus, „dieses Papieres beraubt! Ich sage Ihnen,“ fügte er hinzu, „deshalb und aus keinem andern Grunde wurde er ermordet!“

„Wieso wissen Sie?“ rief das junge Mädchen.

„Das ist klar wie das Abc“, erklärte er. „Er war im Besitze dieses Dokumentes, als er nach England kam. Das Bergwerk war von einem großen Syndikat beansprucht worden, das es jetzt leitet. Er kam, um die Leute aufzusuchen und ihnen Bedingungen zu stellen. Das Nächste, was wir hören, ist, daß er ermordet ist und das Dokument verschwunden sei. Sie dachten, daß niemand davon wisse. Junge Dame!“ rief er aus. „Sie können dem Himmel, so wie ich es tue, danken, daß wir uns getroffen haben. Wir werden Gerechtigkeit finden und ein Vermögen haben!“

(Fortsetzung folgt.)

Durchlaucht, das Kind.

Skizze von Carl Marilaun.

Kandidat Womes blickte auf die Uhr und brachte Durchlaucht in Erinnerung, daß der Medizinalrat Silberstein für heute seinen Besuch angesagt hatte.

Durchlaucht krauste die Stirn. Durchlaucht dachte an den Traum von heute nacht, in dem Kindermet, Kamillentee und Lebertran eine beunruhigende Rolle gespielt hatten. Es wäre herrlich, dem Medizinalrat sagen zu lassen, daß Durchlaucht verhindert sei, ihn zu empfangen. Wegen dringender Schularbeiten zum Beispiel. Aber daran war natürlich nicht zu denken. Herr Womes schlug ja bereits ein herzhafteres Tempo ein. Der kleine Vormittagsspaziergang war zu Ende. Und der Knabe im blauen Matrosenanzug rächte sich an diesem pressierten Kandidaten Womes, indem er hinter seinem Rücken den Strauß Feld-

blumen, den man für die Botanikstunde gepflückt hatte, wegwarf.

In fünf Minuten waren die beiden beim Schloß. Einen Augenblick blieb Durchlaucht an dem Zaun stehen, der einen Hinterhof des weitläufigen Gebäudes abgrenzte. Durchlaucht wußte: dies war der Spielplatz der ringellockigen kleinen Relli und ihres strohhaarigen Bruders Joszi. Ihren Vater kannte Durchlaucht sehr gut. Er war Herr Anton, der John gerufen wurde. John war der dem unmittelbaren Dienst von Durchlaucht zugeteilte Kammerdiener. John brachte auf silbernem Tablett die in Glanzpapier gebundenen Schülerhefte von Durchlaucht. Und Johns Amt wird es in zehn Minuten sein, den unerwünschten Besuch Silbersteins anzumelden.

Durchlaucht, am Zaun stehend, überlegte mit gekrauster Stirn, wie es anzustellen wäre, einmal mit Relli und Joszi in diesem Hinterhof spielen zu dürfen. Man konnte Relli einen gewissen braunen Teddybären zeigen, der imstande war, entsetzlich zu brummen, wenn man ein an diskreter Stelle angebrachtes Schnürchen zog. Und wie wunderhübsch müßte es sein, hinter dem Rücken der alten Kinderfrau Julie Halbschuhe und Strümpfe auszuziehen, um mit Rellis Bruder in dem verlockenden Wassertümpel, den es in diesem Hof gab, einmal nach Herzenslust herumzuplantschen!

Wenn der Medizinalrat erledigt war, wollte Durchlaucht den Herrn John ins Vertrauen ziehen. John hatte den Schlüssel zum Hinterhof. Und vielleicht würde er ausnahmsweise nichts dagegen haben, daß man eine Viertelstunde mit Relli und Joszi spielte.

Mit solchen etwas ungehörigen Vorsätzen im hübschen, glattgescheitelten Kinderkopf war Durchlaucht die Treppe im Schloß hinangestiegen. Kandidat Womes zog sich zurück. Der Lakai John öffnete eine weißlackierte Flügeltür. Und Durchlaucht neigte, wie es die Kinderfrau Julie gelehrt hatte, artig den Kopf zur Begrüßung des, leider Gottes, pünktlich erschienenen Herrn Medizinalrats Silberstein. Diese Leuchte der Wissenschaft stellte sofort, den Knaben durch seinen trüb funkelnden Zwicker musternd, fest, daß Durchlaucht ein bißchen angegriffen aussähen. „Sollten Bewegung machen!“ sagte der Medizinalrat. „Sich umtun, nicht immer über den Büchern sitzen! Turnen, marschieren, schwimmen!“

Der Arzt bat um Erlaubnis, bei Durchlaucht eine kleine, gar nicht weh tuende Untersuchung vornehmen zu dürfen. Dies geschah, und indes sich der Knabe wieder sein Hemdchen und die blaue Matrosenbluse anzog, schrieb der Doktor Silberstein auf ein aus seinem Rezeptblock gerissenes Blatt Papier ein paar Worte, von denen Durchlaucht gut wußte, daß sie wieder auf Lebertran und andere abscheuliche Dinge hinauslaufen würden.

Der Medizinalrat erhob sich. „Meine Verehrung, Durchlaucht. Und leider muß ich ja sagen: Auf Wiedersehen! Inzwischen aber befreunden Sie sich gütigst mit drei Löffel Lebertran im Tag. Er wird bei einer etwas angegriffenen Konstitution wie der Ihrigen Wunder wirken.“

Der Knabe war allein. Der Diener brachte die Aufgabenhefte. „Wollen Sie, lieber John“, sagte die Durchlaucht stockend, und eine brennende Röte überflog seine Wangen, „wohl einmal so gut sein und mir Erlaubnis geben, mit Relli und Joszi ein paar Augenblicke zu spielen?“

John machte, wie vorauszusehen war, Einwendungen. Spielen in Hinterhöfen ist gut genug für Relli und Joszi. Aber Durchlaucht hat doch seinen schönen Teddybären und Gullivers Reisen im Riesenland und die französische Grammatik! Der Knabe stand. Er sagte kein Wort. Er sah nur einfach Herrn John an. Und etwas im Blick dieses blassen, einsamen Knaben bewog den Kammerdiener John, weitere Einwände fallen zu lassen. Er ging. Er öffnete die gewünschte Tür zu dem Hinterhof, wahrhaftig! Obwohl es keineswegs sicher war, wie sich die Kinderfrau Julie zu solchen Unternehmungen von Durchlaucht verhalten würde.

Und Seine Durchlaucht erschien. Der Knabe trug unterm Arm den braunen Teddybären. Und er ließ ihn, als die unten anwesende Relli das Untier erblickte, mittels des Schnürchens greulich brummen. Der Erfolg war unerwartet. Relli hatte wenig Umgang mit Bären, auch wenn es bloß Bären aus braunem Plüsch sind. Diese törichte Relli stieß ein geradezu mörderisches Geschrei aus. Sie räumte den Platz und hinterließ flüchtend ihre Puppe, die sich bei näherer Untersuchung als ein schmutziges Leinwandsäckchen erwies, aus dessen Beinen Sägespäne rieselten.

Mit Relli war es nichts, aber schließlich konnte man ja auch auf eigene Faust Entdeckungsreisen in diesem wunderbaren Hof unternehmen. Es gab zum Beispiel den Wassertümpel. Wie oft hatte er vom Zaun aus dem strohhaarigen Joszi beim Herumplätschern neidvoll zugesehen! Was hinderte, da man nun einmal da war, Ähnliches zu versuchen! Zögernd streifte der Knabe den rechten Schuh und seinen hübschen, schottisch gestreiften Halbstrumpf vom Bein. Er wagte, indes seine Stirn sich stärker krauste, die Zehen vorsichtig ins Wasser zu setzen. Es war sehr kalt, und bei näherer Besichtigung mußte Durchlaucht mit Entsetzen feststellen, daß dieses Abwasser aus einer alten Regentonne ziemlich schmutzig war. Ach Gott, vielleicht wäre es besser gewesen, sich hier nicht in Abenteuer und Ungehörigkeiten zu stürzen! Für Relli und Joszi, die ja schließlich nur die Kinder eines Kammerdieners sind, mochten diese Dinge passen. Aber es konnte ganz und gar nicht in Ordnung sein, daß Durchlaucht im Gesindehof, Strumpf und Schuh in der Hand, mit einem nackten Bein frierend am Rand einer Regenlache stand! Noch dazu angesichts dieses strohhaarigen Joszi, der mit einem impertinent grinsenden Gesicht den unerwarteten Besucher seines Spielplatzes anstarrte.

Aber man hatte Durchlaucht frühzeitig gelehrt, in schwierigen Situationen Haltung zu bewahren. Und so rief der Knabe im blauen Matrosenanzug, während sich um seinen Mund zwei feindselige Falten zu bilden begannen, den unerwünschten Zuschauer an. „Wollen Sie mir, bitte“, sprach er in bestimmtem Ton, „behilflich sein, diese Dinge“ — er wies mit tiefem Verdruß auf Strumpf und Schuh in der Hand — „wieder anzuziehen!“

Joszi kam zögernd, ohne sein Grinsen zu verbergen, näher. Aber seine Hilfe war nicht nötig. Die in den Gesindehof führende Tür wurde aufgerissen. Und die Kinderfrau Julie stürzte sich mit dem Schrei einer aufgescheuchten Gluckhenne auf ihren Schutzbefohlenen. Joszi entwich; empört zerrte die alte Julie den Strumpf über das nackte, blaue Bein von Durchlaucht. „Was sind das doch für Einfälle!“ zeterte sie und packte den Knaben wie ein Bündel über ihren Arm. Nichts in der Welt konnte hindern, daß er noch bei hellem Tag zu Bett gebracht wurde. Er ließ sich geduldig in seine Polster stecken, bekam heißen Kamillentee zu trinken und lag in dem verdunkelten Zimmer noch grübelnd wach, als Julie längst gegangen war.

Nein, es war keineswegs so, wie der Medizinalrat Silberstein gesagt hatte: Fleißig Bewegung machen und dergleichen! Es tat nichts gut. Es ging übel aus, und sicher endete es nun erst recht mit Kindermet und Lebertran.

Die alte Julie öffnete leise die Tür des Gemachs, in dem Durchlaucht nun hoffentlich schon schlief. Der Knabe lag da, sein auch im Schlaf blasses Gesicht sah gefaßt, ernsthaft und unkindlich verschlossen aus. Er bewegte im Traum den Arm: der Diener John erhielt den Auftrag, die Tür in den Hinterhof abzuschließen und den Schlüssel in den Tümpel zu werfen, aus dem ihn keine menschliche Macht mehr hervorholen würde.

Eine frühalte Falte um den Mund, grub sich der Schläfer tiefer in seine Polster. Beschwichtigt trippelte Julie aus dem Zimmer, warf Pusselchen unter der Tür eine gerührte Kußhand zu und gab John Auftrag, Seine Durchlaucht pünktlich acht Uhr früh für die Geographiestunde beim Kandidaten Womes zu wecken.

Der Mississippi stiftet eine Ehe.

Von Werner Bartels.

Der kleinen Budapester Tänzerin ging es wie Tausenden ihrer Schwestern: Sie sehnte sich nach einem Mann und hatte doch keinen. Was sollte sie anfangen? Alle sonstigen Wege der üblichen Ehevermittlung hatte sie schon erfolglos beschritten. Irgend ein neuer mußte gefunden werden. Die Lösung ließ tatsächlich nicht lange auf sich warten. Die

Tänzerin verschaffte sich einen Kinderballon und hängte eine Karte mit folgendem Hilferuf aus bedrängtem Herzen daran: „Schreiberin ist ein braunes Mädel, von dem man sagt, es sei hübsch, und es bittet den ehrlichen Finder, sich mündlich oder schriftlich mit M... H... in Verbindung zu setzen.“ Dann ließ die bedrängte Seele den Liebesboten aufsteigen.

Sie hatte Glück. Der Wind trug den Ballon in ein ungarisches Dorf, landete ihn auf dem Hofe eines Gutes. Der Besitzer, ein junger Mann, las den Brief, war der Überzeugung, das Glück sei zu ihm geflogen, und er befolgte die Aufforderung der Briefschreiberin so wortwörtlich, daß er sich einen Tag später in jeder Beziehung mündlich mit der jungen Dame in Verbindung setzte und sie dann heiratete.

Wie der kleinen Budapesterin ging es einem jungen Farmer am Vater der Gewässer, am Mississippi. Der Mann hatte wohl nicht den Mut, auf die Brautschau zu gehen, vielleicht auch nicht die Zeit dazu. Seine Farm lag recht einsam und weitab von der großen Straße, auf der die Mädchen aus den Städten in ihren Kraftwagen vorbeirasten. Was tun?

Der Fluß gab ihm eines Abends die Antwort. Unser schüchterner Farmer saß sinnend an seinem Ufer und sah die Wasser zutal gleiten. Da fiel ihm ein, er könnte die Fluten zum Liebesboten machen. Er überlegte nicht lange, schrieb ein paar Zeilen: „Wer diesen Brief findet, der mag an mich schreiben, wenn es nur ein anständiges Mädchen ist, das einen guten Mann sucht.“ Dieses weniger durch seinen Stil als durch seine Eigenart ausgezeichnete Schreiben steckte der Farmer in eine Flasche, und die warf er in den Mississippi.

Voller Erwartung sah er den kommenden Dingen entgegen. Er brauchte nicht lange zu fiebern. Denn bald darauf stellte sich ein frisches junges Mädchen bei ihm ein: „Ich habe die Flasche mit dem Brief gefunden. Ich bin die Rechte.“

Sie mußte wohl die Wahrheit sagen. Denn eine Woche später waren die beiden verheiratet, und sie sollen sich, obwohl die Ehe schon ein Jahr dauert, noch immer vertragen.

Noch schlechter als für die ungarische Tänzerin und den amerikanischen Farmer standen die Heiratsaussichten für die Tochter eines Pflanzers in Nordrhodesien. Denn weit und breit wohnte kein Weißer, geschweige denn ein heiratsfähiger oder gar heiratslustiger junger Mann kaukasischer Rasse. Was tun? Die Phantasie des Mädchens fand die richtige Antwort. Dreißig Kilometer südlich von der väterlichen Pflanzung war ein primitiver Briefkasten, in den jeder, der auf fünfzig Kilometer Umkreis sich mit der Außenwelt in Verbindung setzen wollte, seine Epistel warf. Der erste beste, der am Briefkasten vorüberkam, nahm dann den Brief mit zum Postamt.

In diesen Kasten warf die einsame Jungfrau einen Brief, auf dessen Umschlag sie schrieb: „Dem ersten braven Europäer, der ein tüchtiges Pflanzermädchen heiraten will.“

Das Herz klopfte ihr doch ein wenig, als sie nach der väterlichen Pflanzung zurückfuhr: Ob sich wirklich einer melden würde? Ob sie nicht eine Dummheit gemacht hatte, die noch unangenehme Folgen haben könnte? Was, wenn sich irgend ein hergelaufener Europäer meldete und Anspruch auf ihren Besitz erhob, Krach schlug, weil sie ihn abwies? Dem Mädchen war alles andere als froh zu Mute.

Es kam nicht so schlimm. Eine Woche später traf ein etwas stoppeliger, aber sonst ganz vernünftig aussehender Weißer auf der Pflanzung ein und verlangte die Tochter des Hauses zu sprechen. Zitternd folgte das Mädchen dem Ruf. „Guten Tag“, sagte der Fremde, „ich will mich erst rasieren, und dann können wir weiter über den Fall reden.“

Er rasierte sich. Und unter der rauhen Schale kam ein so guter Kern zum Vorschein, daß Mädchen und Fremder bald „handelseinig“ wurden. Der Vater war umso mehr einverstanden, als der junge Mann sich als Erbe einer guten Familie entpuppte, der in Rhodesien hatte jagen wollen.

Erfindungsreich wie die Frauen nun einmal sind — besonders in Dingen der Liebe —, kamen ein paar Amerikanerinnen auf einen anderen Einfall. Sie boten ihre Hand durch die Zeitung denjenigen an, die ihnen oder — um eine sentimentale Saite im Herzen des Mannes klingen zu lassen — ihren „armen Eltern“ fünf- oder zehntausend Dollar auf den Tisch zahlen würden. Aber nur wenige hatten Glück. Eine freilich — sie gehörte zu den ersten, die diesen noch etwas ungewöhnlichen Weg beschritten — erhielt nicht weniger als 400 Angebote, von denen manche gleich einen Scheck über zehntausend Dollar enthielten.

Wer die Wahl hat, hat die Qual. Auch die junge Amerikanerin. Sollte sie einen von denen nehmen, die ihr gleich die zehntausend Dollar boten, oder einen anderen, der ihr sofort nach der Trauung dreißigtausend Dollar versprach? Während die Ärmste noch zögerte, erhielt sie einen unerwarteten Besuch: Ihr Jugendfreund, den sie seit einigen Jahren nicht mehr gesehen und von dem sie nicht wußte, wo er lebte, hatte sich in den nächsten Schnellzug gesetzt, als er von dem sonderbaren Heiratsangebot und dessen Erfolg erfahren: „Du willst dich verkaufen! Das ist unrecht!“

Er sagte sicher noch mehr. Er konnte allem Anschein nach ausgezeichnet reden und muß auch sehr nett gewesen sein, denn einen Tag später schrieb das Mädchen allen Freiern dankend ab, um bald darauf den Jugendfreund zu heiraten. So verdankte sie trotzdem ihren Mann dem etwas ausgefallenen Einfall.

Lustige Rundschau

Die Stellung.



„Bist du mit deiner Stellung zufrieden?“

„Sehr! Bin mein freier Herr. Kommen kann ich zu jeder mir passenden Zeit vor acht Uhr morgens. Gehen kann ich zu jeder Zeit nach sieben Uhr abends.“

Im Hotel.



„Was kostet bei Ihnen ein Zimmer?“

„In der ersten Etage fünfzehn Mark. Jede Etage höher fünf Mark weniger.“

„Gut, dann geben Sie mir eins in der vierten Etage!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg